

Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Vom Dritten Reich zur Nachkriegszeit** von Ingrid Volkmann entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Beim Abdruck von Abbildungen zum Text, ist als Quelle „Zeitgut Verlag/Privatbesitz des Verfassers“ anzugeben.

Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Ingrid Volkmann

Vom Dritten Reich zur Nachkriegszeit

Kindheit und Jugend im Schatten des
Reichsarbeitsdienstes 1935-1955.

426 Seiten mit Fotos und Dokumenten.

Sammlung der Zeitzeugen (85).

Zeitgut Verlag, Berlin.

Klappenbroschur

ISBN: 978-3-86614-271-8, EURO 16,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Lydia Beier

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 14

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com

www.zeitgut.de

6.699 Zeichen

Mein erster Schwarm

Meine Mutter wurde wegen des Lehrermangels in den Schuldienst berufen, ohne eine spezielle pädagogische Ausbildung genossen zu haben. Allgemeine Grundzüge über Kindererziehung hatte sie aber bei ihrer Ausbildung zur Hausschwester mitbekommen. Das Schreiben vom Schulrat ist datiert auf den 3. April 1943. Sie erhielt einen Lehrauftrag an der Knabenvolksschule in Jauer und unterrichtete meinen Jahrgang. Oft hatten wir zur selben Zeit Unterrichtsbeginn oder -ende. Wenn ich früher Schulschluss hatte, durfte ich mich bei ihr im Unterricht in die letzte Bank setzen und zuhören. Und da entdeckte ich meinen ersten Schwarm: dunkle Haare, braune Augen! Den Vornamen des Jungen habe ich vergessen, mit Familiennamen hieß er Seché. Ich fand den Nachnamen so lustig, denn im schlesischen Dialekt bedeutet das Wort „Seche“ Urin, also „sehen“ gleich Wasser lassen.

Diesem Seché widmete ich meine ganze Aufmerksamkeit. Er war Klassenbesten, konnte am schnellsten rechnen und hatte die schönste Schrift. Wenn Mutti Diktathefte mit nach Hause brachte, war ich ganz begierig, in seinem Heft sofort nachzuschauen, ob er wieder 0 Fehler hatte. Ganz sorgfältig durfte ich dann bei der Note die 1 eintragen. Ich nutzte jede Gelegenheit, mit in Muttis Unterricht zu gehen, hatte nur Augen für den Jungen und glaubte zu bemerken, dass er auch immer wieder zu mir schaute. Natürlich, weil ich die Tochter der Lehrerin war!

Tiefflieger und Luftschutzübungen

Während des Unterrichts führten wir ab und zu Luftschutzübungen durch. Uns wurde eingeschärft, dass wir uns vor den Tieffliegern in Sicherheit bringen müssten. In unserem Klassenzimmer standen Zweierbänke, vielleicht auch eine Zweier- und eine Viererreihe hintereinander. In jedem Schulmuseum findet man heute diese alten Schulmöbel.

An einer Längsseite des Klassenzimmers befanden sich die Fenster. Auf den plötzlichen Ruf der Lehrerin „Tiefflieger“ mussten wir alle aus den Bänken springen, unsere Schulranzen vom Haken an der Seite der Schulbank reißen und den Kopf damit schützen. Die Fensterreihe hatte sich an die Wand unter die Fenster zu kauern, die Schüler der beiden anderen Bankreihen hockten sich neben ihre Bänke auf der von der Fensterfront abgewandten Seite. Wenn die Piloten mit ihren Bordwaffen im Tiefflug auf die Häuserfronten zielten, seien wir in dieser Stellung vor ihren Schusswaffen geschützt, wurde uns beigebracht. In kindlicher Verkennung der Gefahrensituation machte uns Schulkindern dieses Versteckspiel Spaß. Zum Glück haben wir nie den Ernstfall erlebt.

Ab und zu wurde in der ganzen Stadt ein Probealarm durchgeführt. Wie im Ernstfall ertönten die Sirenen mit dem durchdringenden auf- und absteigenden Heulton, der durch Mark und Bein ging. Wir mussten ganz schnell unsere Schulsachen packen und geordnet, aber zügig das Schulhaus verlassen und nach Hause gehen. Wer einen langen Schulweg hatte, sollte bei Klassenkameraden den Luftschutzkeller aufsuchen. Man beruhigte uns: Vom Alarm bis zum Erscheinen der Fliegerverbände würde genügend Zeit vergehen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Ich kann mich an eine Filmvorführung in der Schule erinnern – vielleicht waren es Ausschnitte aus einer Wochenschau – mit einem erfolgreichen Piloten. Maschinengewehre ratterten, ein Flugzeug ging in Flammen auf und trudelte brennend zu Boden. Das machte mir Angst. Bis Herbst 1944 blieb Schlesien vom Luftkriegsgeschehen verschont. Erst als das Problem der ausreichenden Treibstoffkapazität für Langstreckenflüge gelöst war, wurden die Städte im Osten bedroht. So genoss Schlesien auf längere Zeit den Ruf, der „Luftschutzkeller der Nation“ zu sein. Viele Menschen aus dem Westen Deutschlands suchten hier eine sichere Bleibe oder Zuflucht, weil sie ausgebombt waren. Der Wohnraum wurde begrenzt und demgemäß beschlagnahmten die Behörden für überzählig befundene Zimmer und wiesen sie den Bombengeschädigten zu.

Um in der Dunkelheit den Flugverbänden das Auffinden von Zielen zu erschweren, musste an allen Fenstern eine Verdunklung angebracht werden, schwarze Rollos, die jeden Abend heruntergezogen wurden, bevor das Licht eingeschaltet wurde. Die „Luftschutzwarte“, besonders ausgebildete Bewohner des Beamtenhauses, achteten genau auf die Einhaltung der Vorschrift. Es

kann sogar sein, dass mein Großvater bei uns im Block diese Aufgabe übernommen hatte. Erst im letzten Kriegswinter wurden wir von Fliegeralarm in der Nacht aufgeschreckt.

In unseren Häusern gehörte zu jeder Wohnung ein Wirtschaftskeller. Während des Krieges wurden einige in Luftschutzkeller umgebaut, wobei es sich um die Verstärkung von Deckenbalken, um Mauerdurchbrüche zur Schaffung von Notausgängen und die sogenannte „Schwerentflammbarmachung“, also den Ausbau allen brennbaren Materials handelte. Man baute Filteranlagen ein und versah jeden mit einer feuerfesten Stahltür. Ein Gemeinschaftsluftschutzkeller besaß mit Bestuhlung und Etagenbetten Platz für alle Bewohner des Blocks. Ich hatte mein Köfferchen, meinen „Luftschutzkoffer“ mit einigen Spielsachen, im Kinderzimmer immer neben meinem Bett stehen und natürlich meine Lieblingspuppe Gerda. Rüttelte mich meine Mutter in der Nacht bei Fliegeralarm wach, schlüpfte ich in den bereit gelegten warmen Trainingsanzug, zog den Mantel über und im Eiltempo ging's die Treppen in den Keller hinunter. „Schnell, schnell, ich hör sie schon brummen!“, rief meine Oma immer ängstlich. Gleichzeitig hasteten acht Familien das Treppenhaus hinunter. Im Luftschutzkeller durften wir Kinder uns auf die Betten kuscheln. Ich saß aber lieber bei meiner Mutter auf dem Schoß. Da fühlte ich mich geborgen. Mein Opa ging manchmal nach oben und erzählte, dass er „unsere Flak“ (Flugabwehrkanonen) und die Bombenexplosionen bei Breslau gehört und die „Weihnachtsbäume“ am Himmel gesehen habe. Das waren an Fallschirmen langsam zu Boden sinkende weiße, rote und grüne Leuchtkörper, mit denen vorausfliegende Flugzeuge die Zielgebiete für die Bomber markierten. Gegen Ende des Krieges waren nach meinen jetzigen Kenntnissen einige wenige Alarme wegen russischer Bomber ausgelöst worden. Wenn die Sirenen Entwarnung – einen gleichmäßigen Ton – gaben, durften wir wieder in die Wohnungen hinauf und erleichtert in den Betten die Nachtruhe fortsetzen.

An Gespräche über den Krieg kann ich mich gar nicht erinnern. Auch die Rundfunkmeldungen haben mich nicht interessiert und sie haben auch keinerlei Erinnerungsspuren hinterlassen. Unter uns Kindern kursierte aber ein Spottvers, der wohl die Gefahr von Fliegerangriffen verharmlosen sollte:

„Chamberlain, du altes Schwein,
fliegst mit dem Pisspott übern Rhein.
Fliegst bis an das Deutsche Eck
schießt die Flak den Pisspott weg,
Chamberlain, der liegt im Dreck.“

Bildunterschrift:

1942 bei Kunnerwitz (Ortsteil von Görlitz): Wo wir jetzt zum Stoppeln gingen, spielte ich früher Verstecken in den Getreidepuppen